



Laura Whitcomb

SILBERLICHT

aus dem Amerikanischen von
Sabine Thiele



PAN

Originaltitel: A Certain Slant of Light
Originalverlag: Graphia, an imprint of Houghton Mifflin Company

Besuchen Sie uns im Internet:
www.pan-verlag.de

Die Folie des Schutzumschlags sowie die Einschweißfolie sind PE-Folien
und biologisch abbaubar.

Dieses Buch wurde auf chlor- und säurefreiem Papier gedruckt.

Die deutsche Übersetzung des Emily-Dickinson-Gedichts auf Seite 178
wurde mit freundlicher Genehmigung des Carl Hanser Verlags abgedruckt.

Emily Dickinson, »Gedichte«. Englisch und deutsch.

Herausgegeben, übersetzt und mit einem Nachwort von Gunhild Kübler

© 2006 Carl Hanser Verlag, München



Copyright © 2005 by Laura Whitcomb

Copyright © 2010 der deutschsprachigen Ausgabe bei PAN-Verlag.

Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt

Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit
Genehmigung des Verlages wiedergegeben werden.

Redaktion: Kathrin Wolf

Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München

Umschlagabbildung: Trevillion / Chiara Fersini; FinePic®, München

Illustration Innenteil: Veronika Preisler

Satz: Adobe InDesign im Verlag

Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-426-28328-8

2 4 5 3 1

Widmung

*Für meine Mutter, die sowohl Lebende
als auch Licht war – mein erster Beschützer, mein Vorbild
an Klarheit und Vergebung.*





Kapitel 1

Jemand sah mich an; ein seltsames Gefühl, wenn man tot ist. Ich war gerade bei meinem Lehrer, Mr. Brown. Wie üblich befanden wir uns in unserem Klassenzimmer, einem abgeschotteten Raum mit Wänden aus Holz, dessen Fenster sich zu den Wiesen im Westen öffneten. Die ausgeblichene Flagge stand in der Ecke, mit Kreidestaub überzogen, das Fernsehgerät ruhte über der Pinnwand wie ein schlafendes Auge, und Mr. Browns mächtiger Schreibtisch wachte über ein Regiment von Schulbänken. Ich kitzelte unsichtbare Kommentare an den Rand eines Aufsatzes, der in Mr. Browns Ablagefach lag, auch wenn meine Worte nie von ihm oder den Schülern gelesen werden konnten. Manchmal zitierte mich Mr. Brown trotzdem, wenn er seine eigenen Anmerkungen dazuschrieb. Er konnte mich vielleicht nicht hören, dennoch gelang es mir, in die mysteriösen Windungen seines Gehirns vorzudringen.

Auch wenn ich das Papier nicht unter meinen Fingern fühlen, die Tinte riechen oder die Spitze eines Bleistifts schmecken konnte, sah ich die Welt mit der Klarheit der Lebenden. Sie dagegen nahmen mich nicht wahr, nicht einmal als Schatten oder schwebenden Dampf. Für die Lebenden war ich leere Luft.

Zumindest dachte ich das. Doch als ein Mädchen mit gelangweilter Stimme laut aus *Nicholas Nickleby* vorlas, und Mr. Brown in einen Schlafzimmertraum darüber verfiel, wie er in der Nacht zuvor seine Frau wach gehalten hatte, als mein Geisterstift über einem falsch geschriebenen Wort verweilte, fühlte ich mit einem Mal, wie mich jemand beobachtete. Doch das war unmöglich, nicht einmal mein geliebter Mr. Brown konnte mich sehen. Ich schwebte schon seit so vielen Jahren tot an der Seite meiner Bewahrer durch die Welt und war niemals in dieser langen Zeit gehört oder von menschlichen Augen gesehen worden. Ich verharrte stocksteif, während sich der Raum um mich faltete wie eine sich langsam schließende Hand. Voller Verwunderung sah ich auf. Mein Blick verengte sich zu einem kleinen Loch, umgeben von Dunkelheit.

Und da fand ich es, das Gesicht, das mir zugewandt war.

Wie ein Kind beim Versteckspielen vermied ich jede Bewegung, für den Fall, dass ich mich geirrt hatte und gar nicht gesehen worden war. Einerseits wollte ich im Verborgenen bleiben, andererseits fühlte ich die kribbelnde Vorfreude, entdeckt worden zu sein.

Seine Augen blickten mich aufmerksam an.

Ich stand vor der Tafel. Das musste der Grund sein, dachte ich. Er liest etwas, das Mr. Brown angeschrieben hat, das Kapitel, das daheim bearbeitet werden soll, oder den Termin für die nächste Prüfung.

Die Augen gehörten einem unauffälligen jungen Mann, der sich kaum von den anderen Schülern unterschied. Da dies eine elfte Klasse war, konnte er nicht älter als siebzehn sein. Ich hatte ihn schon vorher gesehen, doch er hatte keinen Eindruck bei mir hinterlassen, sondern immer nichts-sagend, blass und abgestumpft gewirkt. Wenn es jemandem gelänge, mich zu sehen, dann bestimmt nicht diesem

Jungen – einem innerlich Abgestorbenen. Um mich erblicken zu können, musste man schon außergewöhnlich sein. Ich bewegte mich langsam an Mr. Browns Stuhl vorbei zum Flaggenständer, wo ich stehen blieb. Der Junge blickte starr geradeaus. Doch schon im nächsten Moment zuckten seine Augen wieder zu mir, und ein Schock durchfuhr mich. Ich atmete scharf ein, die Flagge hinter mir begann sich sanft zu bewegen. Das Gesicht des Jungen zeigte keine Regung, und in der nächsten Sekunde sah er bereits wieder zur Tafel. Seine Züge waren so ausdruckslos, dass ich glaubte, mir das alles nur eingebildet zu haben. Sicher hatte er nur zu mir in die Ecke gesehen, weil ich die Flagge in Bewegung versetzt hatte.

Das geschah häufig. Wenn ich mich zu schnell zu nahe an ein Objekt heranbewegte, erzitterte es manchmal oder geriet aus dem Gleichgewicht, allerdings fast nie, wenn ich es wollte. Wenn man Licht ist, ist es nicht der Hauch des Vorbeihuschens, der eine Blume zum Beben bringt, oder das Vorbeistreichen der Röcke, das Wandbehänge flattern lässt. Wenn man Licht ist, sind es allein die Emotionen, die die glatte Oberfläche der greifbaren Welt kräuseln. Eine Welle der Enttäuschung, wenn der Bewahrer den Roman, den er gerade liest, zu früh schließt, kann sein Haar durchwehen und ihn veranlassen, das Fenster auf Zug zu überprüfen. Ein Seufzer der Trauer über die Schönheit einer Rose, deren Geruch einem vorenthalten bleibt, kann eine Biene verschrecken. Ein leises Lachen über ein falsch verwendetes Wort kann den Arm eines Schülers in einem unerklärlichen Schauer kribbeln lassen.

Es klingelte, und alle, auch dieser blasse junge Mann, schlossen ihre Bücher, standen unter geräuschvollem Stühlerücken

auf und schlurften zur Tür. Mr. Brown schreckte aus seinem Tagtraum auf.

»Ich werde morgen einen Lehrfilm mitbringen«, sagte er. »Schlaf dabei nicht ein, oder ich frage euch einzeln dazu ab.« Zwei oder drei Schüler murrten angesichts der Drohung, doch die meisten waren schon gegangen, wenn nicht körperlich, dann zumindest geistig.

So hatte es also begonnen. Wenn man Licht ist, haben Tag und Nacht wenig Bedeutung. Ich brauche die Nacht nicht zur Erholung – sie ist bloß eine ärgerliche Dunkelheit, die einige Stunden andauert. Doch die Lebenden messen ihre Reisen in einer Kette von Tagen und Nächten. Dies ist die Geschichte meiner Reise zurück zu den Lebenden. Ich werde in eine fleischliche Hülle zurückkehren. Für sechs Tage.

Für den Rest der Zeit blieb ich beschämend nahe bei meinem Mr. Brown. Wenn man bei einem Bewahrer lebt, ist es nicht notwendig, ihm von Raum zu Raum zu folgen. Ich würde meinem Bewahrer beispielsweise niemals ins Badezimmer nachgehen oder ins Ehebett – egal, ob Mann oder Frau. Von dem Moment an, als ich meinen ersten Bewahrer fand, war ich den Vorschriften ergeben. So habe ich von Anfang an gelernt zu überleben.

Ich erinnerte mich an alle meine Bewahrer, doch aus der Zeit, bevor ich Licht wurde, sind mir nur wenige Bilder im Gedächtnis geblieben. Der Kopf eines Mannes auf dem Kissen neben mir. Er hatte strohfarbened Haar, und wenn er die Augen öffnete, sah er nicht mich an, sondern blickte in Richtung des Fensters, wo der Wind an der Glasscheibe rüttelte. Ein hübsches Gesicht, das jedoch keinen Trost spendete. Ich erinnerte mich, wie ich einen flüchtigen Blick auf

meine eigenen Augen erhaschte, die sich im Fenster spiegelten, als ich denselben Mann auf einem schwarzen Pferd durch das Farmtor reiten sah, der Horizont wolkenverhangen. Und ich erinnerte mich an ein Paar ängstlicher Augen, das in Tränen zu mir auf sah. Ich konnte mich an meinen Namen und mein Alter erinnern, dass ich einst eine Frau war, doch der Tod verschlang den Rest.

Die Pein des Sterbens war indes unvergesslich. Ich war tief im kalten, erdrückenden Bauch eines Grabes gefangen, als mein erstes Spuken begann. Ich hörte ihre Stimme in der Dunkelheit, wie sie Keats' *Ode an eine Nachtigall* las. Eisiges Wasser brannte in meiner Kehle, zersplitterte meine Rippen, ein Dämonenheulen dröhnte in meinen Ohren, doch ich konnte ihre Stimme hören und griff nach ihr. Eine verzweifelte Hand durchbrach die Flut und packte den Saum ihres Gewandes. Ich zog mich, Handbreit um Handbreit, aus der Erde und brach zitternd zu ihren Füßen zusammen, klammerte mich an ihre Röcke, weinte schlammige Tränen. Ich wusste nur, dass ich in der Dunkelheit gefoltert worden und dann entkommen war. Vielleicht hatte ich nicht den Glanz des Himmels erreicht, doch wenigstens war ich hier, im Licht ihrer Lampe, in Sicherheit.

Es dauerte lange, bis ich erkannte, dass sie nicht für mich las, dass ihre Schuhe nicht mit Schlamm bespritzt waren. Ich hielt sie umklammert, doch meine Arme ließen die Falten ihres Kleides unberührt. Ich weinte zu ihren Füßen wie ein armer Teufel, der gesteinigt werden soll und den Saum von Christi Gewand küsst, doch sie nahm mich nicht wahr, konnte mein Schluchzen nicht hören. Ich sah sie an – ein zerbrechliches Gesicht, blass, doch mit rosiger Nase und geröteten Wangen, als ob immer klirrender Winter um sie herum herrschen würde. Sie hatte graues, fedriges Haar, wie

Daunen, das zu einem Vogelnest zusammengefasst war, und scharfe grüne Augen, intelligent wie die einer Katze. Sie war fest und warm mit einem flatternden Puls. Sie trug ein schwarzes Kleid mit nicht zueinander passenden Knöpfen, das an den Ellbogen abgewetzt war. Auf ihrem Schultertuch konnte ich winzige Tintenspritzer ausmachen. Der Einband des kleinen Buches in ihren Händen war geprägt mit der Figur eines rennenden Hirschs. Alles wirkte so real und brannte vor Details. Aber ich war Schatten, leicht wie Nebel, stumm wie eine Tapete.

»Bitte helfen Sie mir«, sagte ich zu ihr. Doch taub für mein Flehen, blätterte sie nur die Seite um.

»Du stirbst nicht, Vogel, du lebst ewiglich!« Als sie die vertrauten Worte rezitierte, begriff ich, was ich war. Stundenlang, so kam es mir vor, blieb ich an ihrer Seite, voller Angst, dass ich wieder in die Hölle zurückgeworfen würde, wenn ich mich von ihr abwandte oder versuchte, mich an meine Vergangenheit zu erinnern.

Schließlich schloss meine Retterin das Buch. Bei der Vorstellung, sie könne das Licht löschen, wenn sie zu Bett ging, überkam mich unbeschreibliche Angst. In Panik warf ich mich auf sie und barg meinen Kopf in ihrem Schoß wie ein untröstliches Kind. Das Buch fiel ihr aus den Händen und durch mich hindurch auf den Boden. Ein Blitz durchzuckte mich, schmerzlos und erschreckend. Meine Retterin beugte sich herab, um den Gedichtband aufzuheben, und als ihr Körper durch mich hindurchglitt, schien ich zu fallen und wieder aufzusteigen, als säße ich auf einer Kinderschaukel. Sie wirkte auf einmal sehr nachdenklich, legte das Buch sorgfältig unter die Lampe auf den Tisch neben sich und nahm Papier und Federhalter zur Hand. Sie tunkte die Feder in die Tinte und begann zu schreiben:

»Ein Verehrer, gestützt auf ein Knie;
Tod bat mich um meine Hand.«

An den schwarzen Flecken an ihren Fingerspitzen konnte ich sehen, dass dies wohl nicht die ersten Zeilen waren, die sie in ihrem Leben geschrieben hatte. Ich wusste nicht, ob ich sie inspiriert hatte, doch ich betete, dass dem so war. Denn wenn ich etwas Gutes tat, würde mir vielleicht der Zutritt zum Himmel gewährt werden. Ich wusste, dass diese Heilige mich vor den Schmerzen gerettet hatte und dass ich ihr gehören würde bis zum Tage ihres Todes. Und so nannte ich sie »meine Heilige«. Sie war so selbstsicher wie eine Königin und so liebenswürdig wie ein Engel.

Ich war auf ihre Welt beschränkt, ihr jedoch nicht gleichgestellt. Ich konnte mir ausmalen, dass wir Schwestern waren oder beste Freundinnen, doch in Wahrheit blieb ich immer nur ein Geist, der ihr Gesellschaft leistete. Ich war eine Gefangene, der man Ausgang aus den Kerkern gewährt hatte – mein Verbrechen und das Ausmaß meiner Strafe waren mir unbekannt, aber ich wusste, dass ich alles in meiner Macht Stehende tun würde, um nicht mehr gequält zu werden.

Ich glitt um meine Heilige herum, allein in der fliedernen Luft ihres ländlichen Gartens, während sie Hunderte von Gedichten schrieb und ihr Haar und ihre Augen langsam weiß wurden.

Eines Abends, als ich mit ihr die Straße entlang bis zu den Wäldern und zurück geschwebt war, hielten wir an, um eine Fliege zu betrachten, die in einem Netz zappelte und von einer Spinne auf einem Blatt beobachtet wurde. Ich konnte fühlen, dass meine Heilige ein Gedicht über die Spinne ersann und die Frage, ob sie wohl Gnade walten lassen würde. Doch ich merkte nicht, wie sie nach Hause eilte, um die

Zeilen niederzuschreiben. Als ich mich nach ihr umwandte, war sie verschwunden.

Zuerst dachte ich, dass sie mir nur ein paar Meter voraus sei, gleich hinter den Hecken in der Kurve der Straße. Ich lief auf unser Haus zu, doch es war zu spät. Der vertraute Schmerz kehrte zurück, hängte Schuhe aus Eis an meine Füße und kroch meine Beine hinauf, so dass ich mich nur mühsam voranschleppen konnte. Ich sah immer noch die Straße vor mir, doch als ich vornüberfiel, erfasste mich ein Wasserschwall, und kalte Wurzeln schossen meine Arme hinauf, in mein Herz. Ich rief nach ihr, bis sich mein Mund mit Wasser füllte. Der Abend war schwarz wie ein Grab, und ich befand mich wieder in der Hölle, die mir so vertraut war. Ich versuchte, das zu tun, was ich getan hatte, als ich zum ersten Mal ihre Stimme gehört hatte. Ich warf meine Hände nach vorne, tastete blind nach ihren Röcken, fühlte jedoch nichts als nasse Holzbretter. Verzweifelt hielt ich sie umklammert, erspürte eine Ecke, ein flaches Regal und dann noch eines. Ich zog mich an den Brettern hoch und ertastete einen Schuh. Die Dunkelheit schwamm in warmem Licht. Ich blickte auf und sah meine Heilige auf den hölzernen Stufen ihrer Speisekammer stehen, einen Stift in der einen, ein Blatt mit einem halb vollendeten Gedicht in der anderen Hand. Sie starrte in den dämmrigen Garten hinaus, als vermute sie einen Eindringling hinter ihren Rosenbüschen. Ich lag auf den Stufen, meine kraftlose Hand ruhte auf ihrem Schuh, und ich dankte Gott, dass er mich zu ihr zurückgelassen hatte. Von jenem Moment an war ich immer äußerst sorgsam darauf bedacht, nah bei meinen Bewahrern zu bleiben.

Als der letzte Tag meiner Heiligen angebrochen war, hoffte ich brennend, dass sie mich mit in ihren Himmel nehmen

würde. Ich lag neben ihr im Bett und lauschte ihrem Atem. Sie hatte keine Pflegerin, keine Haushälterin. Wir waren vollkommen allein. Ich hatte nicht geahnt, wie sehr ich sie vermissen würde, bis sie still wie die Erde unter meinem Kopf lag. Meine Heilige, meine einzige Stimme in der Luft, wenn sie einen Vers gesungen oder leise vor sich hin gesagt hatte. Meine einzige Begleitung auf herbstlichen Spaziergängen. Meine Seitenumwenderin am Kamin. Ich betete zu Gott, dass er mich mit ihr gehen lassen würde.

Ich konnte mich nicht an meine früheren Sünden erinnern, an das, was ich vor meinem Tod verbrochen und was mich aus dem Himmel verbannt hatte, doch nun betete ich inbrünstig zu Gott, mich meine Schuld neben meiner Heiligen abarbeiten zu lassen. »Erinnere dich, wie ich versuchte, sie zu trösten, wenn sie einsam war«, betete ich, »und wie ich sie inspirierte, wenn ihre Feder begann, Zeile für Zeile eines Gedichts wieder auszustreichen.«

Doch Gott antwortete weder auf meine Gebete noch schien er sich erklären zu wollen. Nicht einen Moment wandten sich die grünen Augen meiner Heiligen mir zu, keinen einzigen, flüchtigen Blick des Erkennens schenkte sie mir. Meine Freundin war einfach gegangen. Die vertraute Kälte begann an meinen Füßen zu zerren, kroch meine Beine hinauf, verwandelte mich zu Eis. Nur das hartnäckige Klopfen an der Haustür rettete mich. Ich trieb durch den Schlafzimmerboden hinunter, glitt durch die Decke der Eingangshalle und durch die hölzerne Tür. Verzweifelt umklammerte ich den Körper, der dort stand, um nur ja nicht wieder in die eisige Dunkelheit zurückgeworfen zu werden. Es war ein junger Mann, der mit meiner Heiligen seit einem Jahr korrespondiert und ihre Poesie gelobt hatte und der just diesen Tag gewählt hatte, um zum ersten Mal persönlich bei ihr vorzusprechen. Er wartete mit einem Strauß Veilchen in der

Hand und blickte enttäuscht zu den mit Vorhängen verdeckten Fenstern hinauf. Ich schloss meine Augen, presste mein Gesicht in seine Hand und betete zu Gott, ihn begleiten zu dürfen.

Das Klappern von Pferdehufen unterbrach mein Flehen. Ich fand mich in der Sicherheit einer Kutsche wieder, zu Füßen meines neuen Begleiters, neben den Veilchen, die er beiseitegeworfen hatte.

Und so wurde ich wieder einem Bewahrer zugeführt, der sich seiner Tat nicht bewusst war. Ich nannte ihn »meinen Ritter«, weil er zu meiner Rettung herbeigeeilt war, als ich mich in Not befand. Er war ein Schriftsteller, verwitwet und kinderlos. Er schrieb Geschichten von edlen Recken und Prinzessinnen, Monstern und Zaubersprüchen. Geschichten, die er seinen Kindern vor dem Schlafengehen hätte vorlesen können, wenn er welche gehabt hätte. Seine Verleger wollten jedoch nur seine Abhandlungen zur Heiligen Schrift veröffentlichen, nicht seine zauberhaften Erzählungen. Das machte ihn wütend und ließ ihn so steif herumlaufen wie jemand, der in einer Rüstung gefangen ist und sie nicht ablegen kann. Ich versuchte, seine Freundin zu sein, seine Arbeit zu fördern, und ich glaube, dass ich seine scharfen Worte mehr als einmal milderte, so dass sein Werk weiterhin verlegt werden konnte und das Brot in seinem Haus nicht ausging.

Fast hätte mich die Hölle ein weiteres Mal in ihren finsternen Schlund hinabgezogen, und zwar als wir beide das Theater besuchten. Mein Ritter war mit zwei Freunden dort, um einer Aufführung von *Viel Lärm um nichts* beizuwohnen. Während ich in der Loge neben seinem Stuhl stand, verliebte ich mich Hals über Kopf in die Kostüme und die Freude, die die Schauspieler ausstrahlten. Ich war meinem Ritter so

nahe wie zwei Blätter einer Blüte, und doch brach ich in dem Moment, als ich einen in mir brennenden Wunsch aussprach, eine geheime Regel des Spukens. Während ich den Liebenden in dem Meer aus Licht unter mir zusah, wünschte ich, einer von ihnen wäre mein Bewahrer. Ein eiskalter Schauer fuhr mir ins Herz. Ich fiel durch den Boden und halb in mein altes Grab, bevor ich Halt fand. Ich griff nach der Hand meines Ritters und baumelte hilflos daran.

»Ich nehme es zurück«, betete ich. »Ich will niemand anderen als meinen Ritter.« Den Rest der Aufführung kämpfte ich mich aus dem Fenster der Hölle. Ein eisiger Schmerz zog von unten an mir, als ob ich auf dem schwimmenden Schiff meines eigenen treibenden Sarges stünde, bis zu den Hüften im winterlichen Meer. »Bitte, lass mich ihn wiederhaben«, bettelte ich. Als die Vorhänge fielen, wurde ich endlich auf den warmen, trockenen Teppich neben die Füße meines Ritters gespült.

Nach diesem Erlebnis war ich vorsichtig mit dem, was ich mir wünschte.

Am Ende, als mein Ritter in der dunklen Ecke eines Krankenzimmers aus dem Leben entschwand, verlor ich abermals meinen einzigen Freund. Wieder betete ich zu Gott, mit meinem Bewahrer gehen zu dürfen, doch ich erhielt keine Antwort.

Dieses Mal rettete mich eine Stimme, die so ganz anders war als die meiner bisherigen Bewahrer.

Ein Dramatiker, der sich einen Arm gebrochen hatte, lachte im Nebenzimmer mit einem Kameraden und gab noch einmal das Abenteuer zum Besten, bei dem er sich seine Verletzung zugezogen hatte. Ich verließ das Bett meines Ritters, zog mich aus der Kälte, die schon ihre Finger nach mir ausstreckte, und schob mich durch die angrenzende Wand, um meine

Arme um den albernem jungen Mann zu legen. Ich hielt ihn fest, bis ich sicher wusste, dass ich bei ihm bleiben durfte.

Dieser Mann, »mein Dramatiker«, war vollkommen anders als meine ersten beiden Bewahrer. Fast jede Nacht veranstaltete er in seinem Zimmer Gesellschaften, die bis zum Morgengrauen andauerten, schlief bis zum Mittag, schrieb im Bett bis vier Uhr nachmittags, kleidete sich an und ging ins Theater zur Arbeit. Danach aß er auswärts und begann von neuem zu feiern. Ich denke nicht, dass er sich meiner auch nur im Geringsten bewusst war. Er und seine Freunde schienen wenig anderes im Sinn zu haben, als ihr Talent zu vergeuden. Seine Stücke brachten die Menschen zum Lachen, doch die einzige Zeit, während der ich Einfluss auf ihn zu haben schien, war an jenen düsteren Morgen, an denen er nach nur einer Stunde Schlaf verängstigt aus einem Alptraum aufschreckte. Ich saß dann am Fußende seines Bettes und sagte so lange die Gedichte meiner Heiligen auf, bis er wieder in den Schlaf sank. Er trank zu viel, aß zu wenig und starb zu jung und recht plötzlich auf einer seiner eigenen Feiern.

Ein liebenswürdiger Dichter, ein echter Gentleman, der an diesem Abend zu Gast war, fing meinen Dramatiker auf, als er fiel, und stützte seinen schweren Körper wie Horatio, der Hamlets Kopf in seiner großen Hand hält. Augenblicklich erwählte ich ihn. Mein neuer Bewahrer – ich nannte ihn »meinen Poeten« – war empfänglicher für mein Flüstern als seine Vorgänger. Wenn sich sein Kopf vor der Vollendung eines Gedichts leerte, bereitete es mir große Freude, Ideen in sein schlafendes Ohr zu wispern. Wie Coleridge mit seiner wiederhergestellten Vision vom Paradies wachte er am nächsten Morgen auf und verwandelte meine Ideen in goldene Zeilen. Er verliebte sich unglücklich in andere Gentlemen, von denen manche Männern zugetan

waren, andere nicht, doch er fand nie einen Partner. Mein Poet wurde später Dozent und Mentor eines siebzehnjährigen Jungen namens Brown.

Mein Mr. Brown war ein hingebungsvoller Student, schrieb solch leidenschaftliche Geschichten und lauschte allem Rat so offen und rein, dass ich ihn bereits im Voraus erwählte. Schon Monate vor seinem Tod wusste ich, dass mein Bewahrer ohne mich in den Himmel gehen würde. Ich hielt mich an Mr. Brown fest, als er kam, um sich von meinem Poeten zu verabschieden. Wenig später zog Mr. Brown in den Westen, an eine dreitausend Meilen entfernte Universität. Ich hatte ihn gewählt, weil er Literatur so liebte und weil er ein gutes Herz hatte, eine ehrliche Zunge und eine klare Ehrvorstellung. Dennoch schien er sich seiner eigenen Rechtschaffenheit nicht bewusst zu sein. Dies machte ihn besonders anziehend. Ich erinnerte mich undeutlich, einmal von einem hübschen Lächeln in die Irre geführt worden zu sein, doch Mr. Browns Gesicht war ein wahrer Spiegel seines Geistes und würde nie jemanden täuschen können. Zu ihm fühlte ich mich mehr hingezogen als zu meinen ehemaligen Bewahrern. Vielleicht nannte ich ihn deswegen bei seinem richtigen Namen.

Ich hatte die Regeln meines Überlebens während dieser langen Jahrzehnte gut gelernt: Bleib nahe bei deinem Bewahrer oder riskiere, in den Kerker zurückzukehren, nutze die kleinen Freuden, die du aus einer unsichtbaren Existenz ziehen kannst, und versuche, behilflich zu sein. Und ich glaube, dass ich Mr. Brown durchaus eine Hilfe war, während er seinen Roman schrieb.

Seit seinem achtzehnten Lebensjahr arbeitete er mindestens eine Stunde pro Tag an seinem Werk. Er bewahrte es in einer Schachtel auf, in der vorher nur leeres Papier gelegen

hatte. Er saß in einem Park oder an einem Tisch in der Bibliothek und verfasste jeden Tag einen Absatz. Inzwischen umfasste der Roman mehr als zweihundert sorgfältig mit der Hand beschriebene Seiten, und doch war er nur bis Kapitel fünf gekommen. Oft saß ich neben ihm oder wanderte um ihn herum und beobachtete ihn beim Nachdenken. Jede Seite war so kostbar wie ein Gedicht. Wenn Zweifel oder Gedanken an das profane Alltagsleben seine Hand zum Erliegen brachten, versuchte ich seinen Stift zu ergreifen, um ihn zum Weiterschreiben zu bewegen, doch meine Finger strichen durch ihn hindurch. Ich entdeckte, dass ich ihm am besten helfen konnte, indem ich mit dem Finger auf das letzte Wort, das er geschrieben hatte, deutete. Dies führte seinen Stift immer wieder zurück aufs Papier und zauberte ein Lächeln auf seine Lippen. Er schrieb über ein Brüderpaar, das im Mittelalter für zwei einander verfeindete Könige kämpfte. Seine Geschichte war so farbenprächtig und geheimnisvoll wie Xanadu.

Ich sehnte mich danach, mit ihm über den Namen einer Figur oder deren Motive zu sprechen, über einen Satz, mit dem er das Wesen eines Flusses schilderte, oder ein Wort, das die Augen eines sterbenden Mannes beschrieb. Während er schlief, dachte ich mir lange Konversationen aus, die wir führen würden, wenn er mich sehen und hören könnte – wir zwei beim Teetrinken oder bei einem Spaziergang in der Natur, über brillante Ideen lachend. Doch das würde niemals geschehen. Und so kam es, dass ich meine liebste Stunde des Tages mit ihm und seinem Buch verbrachte, bis er irgendwann mit dem Schreiben aufhörte. Und zwar an dem Tag, an dem er seiner Braut begegnete.

Sie sahen sich zum ersten Mal in einem Vorlesungssaal und trafen sich an der Tür, als sie gleichzeitig den Raum verlas-

sen wollten. Eine unbehagliche Vertrautheit lag über ihrer Begegnung. Wie sie ihn anlächelte, wie verzückt er war, wenn sie über seine Scherze lachte, die kleinen Entschuldigungen, die sie anführten, um einander zu berühren. Ihre Hand auf seinem Arm, wenn sie ihn etwas fragte, sein Knie an ihrem, als sie Kaffee an einem der winzigen Tische eines Pubs tranken, in dem es so laut war, dass sie bald zu einem Spaziergang aufbrachen. Keiner meiner Bewahrer hatte jemals mit einer anderen Person zusammengelebt, und ich schäme mich zuzugeben, dass ich eifersüchtig war, als dieses Mädchen in sein Leben trat. Zuerst machte ich mir vor, ihr Beisammensein zu missbilligen, weil Mr. Brown aufgehört hatte, an seinem Buch zu arbeiten, doch ich wusste, dass dies nicht der wahre Grund war. Haltlosigkeit überkam mich, und ich hatte plötzlich Angst vor Schatten und lauten Geräuschen. Ich wollte ihn aufhalten, doch obwohl sie sein Schreiben unabsichtlich blockierte, machte sie ihn doch unzweifelhaft glücklich. Ich wollte sie warnen, dass ein Mann zuerst perfekt wirken und dann ohne Grund abweisend und distanziert werden konnte, doch immerhin war es Mr. Brown, in den sie sich verliebt hatte. Es wäre eine Lüge, zu behaupten, er sei das Risiko nicht wert.

Und weil ich ihn liebte, ließ ich sie gewähren, und weil ich Schmerz fürchtete, lernte ich, ihnen in einer gewissen Distanz zu folgen, wenn sie zusammen waren. Ich fühlte mich einsamer, als ich es je mit einem Bewahrer gewesen war, doch ich versuchte seine Frau zu lieben, als wäre sie meine Tochter. Sie hatte nichts an sich, über das ich mich hätte beschweren können. Es wäre eine Sünde, ihm Entmutigungen ins Ohr zu flüstern. Und so waren die beiden bereits verheiratet, als er dreiundzwanzig und sie einundzwanzig Jahre alt waren. Ich lernte, die Stiche zu ignorieren, die ich fühlte, wenn er sie beim Autofahren kitzelte oder sie ihre

Füße beim Frühstück in seinen Schoß legte. Die Intimität schmerzte, weil sie nicht mir galt. Ich gehörte Mr. Brown und er mir, doch nicht auf die Art, wie sie die Seine war. Wie er der Ihre war.

Ich brachte mir die neuen Regeln des Überlebens bei: sich aus dem Raum zu bewegen, wenn sie sich küssten, das Schlafzimmer nur zu betreten, wenn es still war, meine Zeit mit Mr. Brown bei der Arbeit zu schätzen. Ich folgte diesen Regeln, und eines Tages wurde ich dafür belohnt. Mr. Brown holte seine angestoßene Schachtel wieder hervor, packte sie in seine Aktentasche und fuhr uns früher als gewöhnlich zur Schule.

Seit nunmehr einem Jahr arbeitete Mr. Brown morgens eine Stunde an seinem Roman, bevor die ersten Schüler eintrafen. Mit mir an seiner Seite. Von diesen geschenkten Momenten beflügelt, hatte ich versucht, mich noch mehr für seine Braut zu erwärmen und ihr Rezepte ins Ohr zu flüstern, während sie Kekse oder einen Kuchen buk. Ich dachte, ich sei so gütig wie ihre eigene Mutter, bis ein Paket von ihrem Großvater eintraf, in dem sich ein Album mit Mrs. Browns Babyfotos befand. Die zerzausten Locken ihrer Haare und die Grübchen in ihren zarten Händchen trafen mich wie Hagel. Ich konnte sie nicht ansehen, Feigling, der ich war. Ich war nicht ihre Mutter. Ich hatte mir Mr. Brown erwählt. Und er hatte sie genommen.

Jetzt fürchtete ich, dass sich die Regeln meiner Welt wieder ändern würden. Ein Mensch hatte mich gesehen. Vielleicht. Ich saß auf dem abschüssigen Dach von Mr. Browns kleinem Haus, während er und seine Frau unter mir schliefen, blickte zur silbernen Mondsichel auf, die an einem pflaumenblauen Himmel hing, und dachte darüber nach, wie es wäre, wirk-

lich gesehen zu werden. Ich malte mir aus, vor dem jungen Mann zu stehen und ihn so lange auf meine Gestalt blicken zu lassen, wie er wollte. Doch wie tat er das? Hatte er mich irgendwie erwählt? Zwei starke, widersprüchliche Empfindungen stritten in mir: Die eine war die Furcht, von einem Sterblichen gesehen zu werden – als ob man für nackt gehalten wird, auch wenn man weiß, dass man bekleidet ist. Die andere war ein nahezu unbeschreibliches Gefühl der Anziehung – wie Wein, der sich dem Sonnenlicht in langsamem, doch beharrlichem Verlangen entgegenschlängelt. Ich wollte ihn wiedersehen, um mich zu versichern, dass er wirklich dieser seltene Mensch war, der sehen konnte, was anderen verborgen blieb. Nichts hätte mich mehr verstören, nichts mich mehr anziehen können.

Am nächsten Schultag, als dieselbe Klasse Mr. Browns Unterrichtsraum betrat, stand ich in der hintersten Ecke des Raumes. Ich wollte wissen, ob der Junge auch in meine Richtung blicken würde, wenn er nicht auf die Weltkarte oder die Tafel sehen musste. Still wie Marmor stand ich zwischen dem Fenster und der Schranktür. Ich verhielt mich ruhig, damit nichts, nicht einmal eine Staubflocke auf dem Boden, durch meine Anwesenheit bewegt würde. Und ich beobachtete die Schüler, wie sie einer nach dem anderen hereinstolperten, sich gegenseitig schubsten, lachten und Musik über Kabel in ihren Ohren hörten. Endlich kam der Junge mit dem blassen Gesicht und glitt zu dem Tisch, an dem er zu sitzen pflegte, hinten, in der Mitte.

Ich bewegte mich immer noch keinen Millimeter und wartete. Der Lärm und das Murmeln ebten ab, als Mr. Brown zu sprechen anfang. Der Junge saß zurückgelehnt auf seinem Stuhl, seine langen, mit Jeans bekleideten Beine ragten in den Gang hinaus, sein weißes Hemd war an den Armen auf-

gerollt und hing aus der Hose, seine dunkelgrüne BÜcher- tasche lag unter dem Stuhl. Ich wartete.

Dann bewegte er sich. Er ließ das Blatt Papier, das gerade zu ihm durchgereicht worden war, absichtlich von seinem Tisch gleiten; ich war mir sicher, dass es vorsätzlich geschah. Als er sich hinabbeugte, um es vom Boden aufzuheben, drehte er den Kopf und sah nach hinten in meine Richtung. Unsere Augen trafen sich, und er lächelte. Ich war scho- ckieret. Auch dieses Mal, auch wenn ich mich so danach ge- sehnt hatte. Er setzte sich wieder auf und tat so, als studiere er wie die anderen Schüler den Text auf dem Blatt.

Wie ist das möglich?, dachte ich. Er konnte nicht das sein, was ich war – Licht. Ich hatte noch nie jemanden wie mich gesehen. Es war ausgeschlossen – ein Instinkt sagte mir das. Ich glaubte nicht an Medien, doch vielleicht war dieser seltsame Junge eine Art Seher. Er schien nicht das geringste Interesse daran zu haben, sein Wissen über meine Anwesenheit mit seinen Klassenkameraden oder Mr. Brown zu teilen. Es ergab keinen Sinn, und obwohl ich immer noch nervös und voller Sehnsucht nach ihm war, fühlte ich Ärger in mir aufsteigen. Wie konnte dieser Schornsteinfeger von einem Jungen es wagen, meine Privatsphäre so nebenbei und voll- kommen zu erschüttern? Eine sanfte Röte hatte sein Gesicht überzogen, und er sah zum ersten Mal lebendig und gesund aus. Es war, als hätte er mir etwas gestohlen, und aus irgend- einem Grund fühlte ich mich schrecklich gedemütigt. Auf- gebracht und ohne ihn eines weiteren Blickes zu würdigen, stürzte ich aus dem Raum. Auf den Bänken in der ersten Reihe wirbelten ein paar Blätter durch die Luft und segelten auf den Boden.